

LEONA FRANCOMBE
Madame Ernestine
und die Entdeckung der Liebe



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Als ihr Arbeitgeber, der amerikanische Diplomat Harry Bishop, völlig überraschend an einem Herzinfarkt stirbt, sieht die liebenswerte, aber mittellose Brüsseler Putzfrau Ernestine Vandermeer sich gleich mehreren Herausforderungen gegenüber: Zum einen hat ihr Harry recht unerwartet eine halbe Villa vermacht. Doch die andere Hälfte gehört ausgerechnet Harrys dubiosem Freund Marshall, der dort zwielichtigen Geschäften nachgeht. Als Ernestine versucht, ihm das Handwerk zu legen, findet sie sich völlig ungewollt auf dem Parkett der Brüsseler feinen Gesellschaft wieder ...

Zum anderen muss sich Ernestine auch nach einer neuen Arbeit umsehen. Fündig wird sie bei dem großen, geheimnisumwehten Meistercellisten Sébastien Balthasar. In dessen Villa ist die Stelle der Putzfrau zu besetzen. Ernestine nimmt an – und verfällt nicht nur dem Zauber der klassischen Musik, sondern auch dem Musiker selbst. Doch was steckt hinter dem Geheimnis von Sébastiens unerklärlicher Schwermut?

Eine wunderbar erzählte, humorvoll-melancholische Aschenputtel-Geschichte mit einer großartigen Protagonistin, die wildentschlossen mit einem altmodischen Kehrgerät durch die Straßen von Brüssel zieht.

Autorin

Leona Francombe hat zwei Leidenschaften: die Literatur und die Musik. Sie wurde in England geboren und wuchs in den USA auf. Sie studierte klassische Musik, zog nach Brüssel, gründete im Auftrag der Europäischen Kulturstiftung ein ost-westliches Kammermusikorchester und ging mit ihm auf Tournee. Sie hat zahlreiche Essays und Kurzgeschichten veröffentlicht, „Madame Ernestine und die Entdeckung der Liebe“ ist ihr erster Roman. Mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern lebt Leona Francombe in Brüssel.

Leona Francombe

Madame Ernestine
und die Entdeckung
der Liebe

Roman

Deutsch
von Doris Heinemann

GOLDMANN

Die Originalausgabe trägt den Titel DANCING WITH SWANS.

Das Zitat von Walt Whitman auf S. 441 folgt der deutschen Übersetzung von Jürgen Bröcan, zitiert nach: Walt Whithman: Grasblätter, München 2009, S. 610. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags, München.

Die im Roman befindlichen Zitate aus Homers Odyssee folgen der deutschen Übersetzung von Johann Heinrich Voß, zitiert nach: Homers Odyssee von Johann Heinrich Voß, Abdruck der 1. Ausgabe vom Jahre 1781, mit einer Einleitung von Michael Bernays, Stuttgartart 1881.

Die Zitate wurden behutsam der neuen deutschen Rechtschreibung angeglichen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2015
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Leona Francombe
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Gettyimages/Shawna Lemay, Laura Mott
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-48356-3
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*For Dad,
in loving memory*

*Deine Heimat, dein Haus
und was dir irgendwo lieb ist*

Homer

Coda

Es sollte ihr letzter Abend als Harry Bishops Haushälterin sein. Hätte sie es gewusst, hätte sie vielleicht sogar selbst Schubert gewählt: nüchtern und ehrlich. Ein angemessener Abschiedsgruß. Doch obwohl die Musik die Macht hat, jede Wendung des menschlichen Schicksals auszudrücken – und die ein oder andere, wie zum Beispiel den jähen Tod, sogar auszulösen –, hätte Ernestine diesen besonderen Dienstag mit seiner einzigartigen Katastrophe lieber schweigend begangen.

Der Abend begann absolut unauffällig. Wie jeden Dienstag kam Harry früher aus dem Konsulat zurück und erwartete, dass sein Abendessen um 18 Uhr 45 auf dem Tisch stand. Es war sein Streichquartett-Abend. Die übrigen Quartett-Mitglieder würden in einer knappen Stunde eintreffen, und dann würde es lebhaft zugehen in der verschlafenen Villa: das Gelächter und die Foppereien der Männer und, wenn die Wirkung des Burgunders eingesetzt hätte, einige heldenhafte Anläufe, Musik zu machen.

Ernestine servierte ihr köstliches Rippenstück am Granittresen in der Küche, wo Harry seine Mahlzeiten meistens einnahm.

»Danke, Ernestine«, sagte er und hob seinen freundlichen Spänielblick kurz von der Zeitung. Er wirkte müde und traurig.

»Bitte, Monsieur«, erwiderte sie mit einer leichten Verbeugung. Sie zögerte, normalerweise war er nicht so melancholisch. »Kann ich noch irgendetwas für Sie tun?«

»Nein, danke.«

»Heute Abend wieder Schubert, Monsieur?«

Bei dieser für Haushälterinnen eher untypischen Frage blickte er ein weiteres Mal auf. »Jetzt, wo Sie es sagen: Ja.«

Sie schenkte ihm ein großes Glas Grimbergen ein. »Schubert macht so vieles leichter, finde ich«, sagte sie sanft und überließ ihn seinem Abendessen.

An diesem Abend sprachen sie nicht mehr miteinander.

Sie sprachen überhaupt nie wieder miteinander.

Wie seltsam, sollte Ernestine später denken, dass sie an diesem Abend das Bedürfnis gehabt hatte, noch einmal eine Runde durch alle Räume des Hauses zu machen, so als hätte sie vielleicht nie wieder Gelegenheit dazu. Denn eigentlich hatte sie schon alles in Ordnung gebracht und geputzt. Harrys Unordnung war ebenso ausufernd wie seine Großzügigkeit, und Ernestine hatte jeden Euro, den sie als seine Haushälterin bekam, ehrlich verdient. Dennoch schritt sie noch einmal langsam durch alle vier Schlafzimmer (von denen nur eins benutzt wurde), strich hier einen Bettüberwurf glatt, zupfte dort an einem Samtvorhang und rieb mit dem Ledertuch, das sie immer dabei hatte, ein letztes Mal über die Wasserhähne und Duschköpfe. Sie trabte die Treppe hinunter und fuhr dabei mit dem Leder über das Messinggeländer. So war sie den ganzen Tag über tätig gewesen, und nun war sie rechtschaffen müde, kein Wunder bei einer Frau, die gerade die Untiefen des zweiundfünfzigsten Geburtstags umschiffte. Doch sie machte emsig weiter, ließ das Tuch über die Wandleuchter in der Eingangshalle wandern, richtete die Fransen des Persers im Salon aus und rückte die Karaffe auf der Mahagonibar zurecht. An jeder Schwelle blieb sie einen Augenblick stehen, als wollte sie Abschied nehmen.

Harrys Brüsseler Villa stand an der Avenue Alphonse XIII – eigentlich ein spanischer König, wie Ernestine von den Nonnen in der Schule gelernt hatte, die Straße jedoch war weder königlich noch spanisch, nur grün und prächtig. Wie fast alle Gebäu-

de hier war auch diese Villa mit der Absicht gebaut worden zu repräsentieren. In der Eingangshalle und den Fluren hallten die Schritte wie in einem öffentlichen Gebäude, und in der Küche hätte man eine Fußballmannschaft unterbringen können. Ernestine hatte sich einmal ausgerechnet, dass sie als Harrys Haushälterin mehr als zehn Kilometer am Tag zurücklegte. Die letzten Meter waren stets schmerzvoll, aber tröstlich, denn sie führten sie durch den Flur zum Dienstbotentrakt und zu dem winzigen Zimmer, in dem sie lebte.

Das Zimmerchen umschloss sie wie eine Höhle. Hier pflegte sie die kleinen Dramen und Zwischenfälle des Tages Revue passieren zu lassen. Harry Bishop war ein anständiger und angenehmer Arbeitgeber. Doch er trank gern zu viel und redete dann zu laut, oft über Konsulatsangelegenheiten, die eigentlich nicht für die Ohren einer Haushälterin bestimmt waren. Und alle paar Wochen brachte er eine andere Dame mit nach Hause. Was nicht weiter schlimm gewesen wäre, wenn sich die betreffenden Damen bei ihren Liebesbemühungen aufs Bett beschränkt hätten, doch das taten sie nicht, sie zogen Sofas oder sogar den Fußboden vor, so dass Ernestine letzten Endes froh war, sich am Ende des Tages in ihre Zuflucht zurückziehen zu können. Sie hatte Belgien nie verlassen und schon gar nicht den großen Teich überquert, der Harry von seinen amerikanischen Landsleuten trennte, daher wusste sie nicht genau, was an Harry Bishop typisch amerikanisch war und was nur typisch Harry. Wie auch immer, sicher war es nicht Sache eines Hausmädchens, Kommentare abzugeben. Wie alle guten Dienstboten konnte auch Ernestine sich dumm stellen, wenn sie das Gefühl hatte, zu viel erfahren zu haben.

Sie sah auf ihre Uhr. 19 Uhr 18. Noch genug Zeit, die Bibliothek zu überprüfen, bevor Harrys Quartett ankam. Dieses holzvertäfelte Sanktuarium war für die Männer Probenraum, Trinklokal und Beichtstuhl zugleich. Manchmal fragte Ernestine sich, wa-

rum Harry dort überhaupt noch Bücher aufbewahrte. Sie strich über den roten Samststuhl vor der Flügeltür und schloss voller Vorfreude kurz die Augen: Mit ein wenig Glück würde sie es sich in etwa einer Stunde auf genau diesem roten Samt bequem machen. Denn dann, vermutete sie, würde das Gläserklingen verstummen und die Musik beginnen.

Es war ein völliger Verstoß gegen jegliches häusliche Protokoll, vor einem Raum zu sitzen und zu horchen. Doch Ernestine war sicher, dass ihr niemand etwas Derartiges unterstellt hätte in den fast vier Jahren, die sie nun schon in Harrys Diensten stand. Wer käme auf den Gedanken, dass ein Dienstmädchen Streichquartette liebte – noch dazu, wenn das Quartett, wie in diesem Fall, aus einer Ansammlung trinkfreudiger Amateure bestand? Noch dazu nach einem harten Tag des Toilettenschrubbens und Staubbekämpfens! Sie öffnete eine der Eichentüren und atmete tief und befriedigt ein. Der Raum roch immer noch nach Zitrone und Lavendel, ihren Hauptwaffen gegen den Schmutz. (Bald würde es hier nach Zigarren und Schweiß riechen, aber das ging sie vor dem nächsten Morgen nichts an.) Wie wohltuend es war, mitten in einem Raum zu stehen, tief Luft zu holen und in Form dieses dezenten Duftes die Früchte seiner eigenen Arbeit zu ernten. Und dann war da noch dieser andere, so betörende Geruch, den kein Lavendel, keine Zitrone vertreiben konnte.

Das Leder alter Bücher.

Ach, Harry Bishops Bücher ...

Die Bibliothek war ein Geschenk seines Vaters Howard Bishop gewesen. Der berühmte Senator wäre vermutlich eher traurig als erstaunt gewesen, wenn er erfahren hätte, dass sein Sohn, der mit Yale und der Washington University prunken konnte, dieses Geschenk nie genutzt hatte.

Ernestine lächelte in sich hinein. Was würde wohl Senator Bishop sagen, wenn er erführe, dass Harrys Haushälterin mehr Zeit in der Bibliothek verbrachte als ihr Arbeitgeber?

Sie umrundete Harrys Cello, das neben dem Flügel auf der Seite lag, und näherte sich der Heiligen Wand: Mahagoniborde vom Boden bis zur Decke. Vergoldete Buchrücken glänzten herunter, marmorierte Erstauskgaben verströmten einen schwachen Schimmelduft. Philosophie, Lyrik, Geschichte, Literatur.

Die Stille hier war unvergleichlich: unterschwellig und übermächtig, das sanfte Rauschen der Worte in Warteposition. Sie wusste, man brauchte so einen Band nur zu öffnen, und schon brach es sprudelnd aus ihm hervor, enthüllte er all seine Geheimnisse. Diese Erfahrung hatte sie bereits als Kind auf dem Schoß ihres Vaters gemacht, und da waren es nur eselsohrige Taschenbücher gewesen. Aber hier, vor dieser Mahagoniwand ...

Ernestine widerstand der Versuchung nicht länger.

Sie war klein und untersetzt und brauchte die Holzleiter, um das zu erreichen, wonach sie suchte. Sie schob sie an die richtige Stelle und kletterte hinauf, rasch, denn jeden Augenblick konnte es klingeln, und es gehörte zu ihren Aufgaben, Besucher in Empfang zu nehmen. Auf ihrem Weg nach oben schwenkte sie demonstrativ ihr Ledertuch, für den Fall, dass man sie auf diesen Abwegen ertappen sollte. Englische Titanen nickten ihr zu, als sie an ihnen vorbeikletterte, Shakespeare, die Geschwister Brontë, Thomas Hardy. Auch die großen amerikanischen Schriftsteller hatte der Senator nicht vergessen: Emily Dickinson, William Wharton, Scott Fitzgerald. Sie und viele andere versuchten sie zu verlocken, aber heute hatte sie keine Zeit für sie.

Ah, da war sie schon: Harrys in rotes Leder gebundene Homer-Ausgabe. Ernestine wünschte sich jetzt nur ein paar Minuten Muße, um ihre rauen Hände über das Kalbsleder gleiten zu lassen und den süßen Holzgeruch einzuatmen, sie blätterte durch die Seiten, sah auf den Stichen flüchtig Odysseus, muskulös und gramgebeugt, und ihre Lieblingsgöttin Athene, die, ganz Faltenwurf und Entschlusskraft, ihren Speer emporreckte.

Eine Klingel hallte durch die weite Eingangshalle.

Ernestine seufzte. Schade, auch für Homer würde sie heute keine Zeit haben.

Hastig kletterte sie die Leiter hinunter und eilte in die Halle, unterwegs zupfte sie das Kittelkleid ihrer Dienstubentracht zu recht und strich die Schürze glatt.

Sie schob noch ihre grauen Locken zurück, dann öffnete sie einem blassen, nüchtern wirkenden Mann mit einem Instrumentenkasten die Tür.

»*Bonsoir*, Monsieur«, sagte Ernestine und nahm ihm Schirm und Bratsche ab.

»*Bonsoir*, Madame«, antwortete er und neigte höflich den Kopf.

Walter Goossens war das einzige Mitglied in Harrys Quartett, das sie mit »Madame« anredete. Er war zudem der einzige echte Gentleman unter den vieren und zufällig ein belgischer Landsmann.

Walter blieb noch vor der Tür stehen, um sich die Wassertropfen von den Ärmeln zu klopfen. Seine fischige Blässe leuchtete fahl unter der Haustürlampe.

»Scheußliches Wetter heute Abend.« Seine Augen zuckten hinter den dicken Brillengläsern hin und her. Sein Haar war sorgfältig gescheitelt, und er brauchte einen Moment, um ein paar verrutschte Strähnen wieder über eine kahle Stelle zu legen.

»Ja, Monsieur«, erwiderte Ernestine. »Aber wir haben ja auch schon Ende Oktober.«

Sie führte ihn hinein, nahm ihm den Mantel ab und gab ihm seine Bratsche zurück. Diese kleine Choreographie hatte Harry Zeit gegeben, in der Halle zu erscheinen und seinem Gast die Hand zu schütteln. Die beiden hatten so ziemlich nichts gemeinsam, abgesehen von Schubert (also mehr als genug in Ernestines Augen). Walter fand wenig Gefallen am Smalltalk – und gar keinen an Harrys bissigen Bemerkungen –, Harry wiederum fehlte die Geduld für vornehme Höflichkeit. Sollte Walter irgendwo

einen Funken Humor besitzen, so würde Harry verdammt nochmal nicht nach ihm suchen.

Walter ging direkt in die Bibliothek, um sein Instrument zu stimmen.

Ernestine blieb in der Nähe der Tür, denn gleich würde der nächste Teil der immer gleichen Choreographie beginnen. Wieder klingelte es, und vor der Tür standen Harrys Landsleute, die dieselben Prestige-Schulen und -Hochschulen besucht hatten wie er: Marshall Ross III. und Irving Geist. Die Herren brauchten eine Weile, um sich aus ihren nassen Mänteln zu schälen, wobei sie pikante Einzelheiten vom Tage austauschten. »Hey, wie geht's?« – »Prima!« – »Warst du gestern Abend bei Victor?« – »Nee, verpasst.« – »Du wirst es nicht glauben ...« Die tiefen Stimmen hallten über die schwarzen und weißen Fliesen und hinauf ins Treppenhaus. In das Stimmengewirr mischte sich der klagende Ton von Walters Bratsche. Ernestine sah von ihrer Beschäftigung auf und warf durch die Tür einen Blick auf den ernsten Mann, der seinem widerspenstigen Instrument Musik entlockte. Sie wusste, dass Walter der einzige ausgebildete Musiker des Quartetts war. In seiner Vergangenheit hatte das Königliche Konservatorium in Brüssel eine nicht mehr genau zu bestimmende Rolle gespielt, und das verschaffte dem Quartett eine gewisse Legitimität, vermutete Ernestine, obwohl Walter eine weit bescheidenere Stellung bekleidete als seine Mitspieler. Sie hatte nie darüber zu spekulieren gewagt, was aus einem Bratschisten den Chauffeur der Adelsfamilie de Wasseige gemacht haben mochte, der bei Wind und Wetter draußen darauf warten musste, dass er einen Baron oder eine Baronin heimfahren durfte.

Ernestine bewegte sich zwischen den plaudernden Männern, sammelte Mäntel und Regenschirme ein und lief immer wieder zum Garderobenschrank. Für die Männer war sie so sichtbar wie eine Amsel, die am hintersten Ende des Gartens nach Würmern pickt. *Sie bemerken nur den Raum, den ich einnehme*, dachte sie. *Sie*

fragen sich, was ihren Ellbogen im Weg ist. Dann sehen sie nach unten und stellen fest, dass da jemand steht.

»Du hast also Victors Porsche gestern Abend nicht bewundern können?«, fragte Marshall Ross und wand sich aus seinem Schal. »Wirklich schade. Aber er fährt sicher damit an die Küste.« Ohne hinzusehen, hielt er den bordeauxroten Kaschmirschal in die Luft. Ernestine hatte ihn gerade von seinem teuren Wollmantel befreit, und er nahm an, dass sie noch da war. Zufällig war sie es. Sie nahm den Schal und gönnte sich noch einen kleinen Aufschub, bevor sie Marshalls Dunstkreis verließ.

Er war groß und kräftig, seine Züge waren so energisch geschnitten wie die aller durch und durch amerikanischen Athleten und Politiker. Eine elegante weiße Tolle in dem ansonsten dunklen Haar fiel geschickt arrangiert in die Stirn. Marshall füllte Harrys Eingangshalle mit der überwältigenden Energie und natürlichen Autorität eines geborenen Anführers. Und tatsächlich, seine beiden Landsleute tanzten willig nach seiner Pfeife, bewunderten großzügig seine Ansichten und lachten über seine Witze. Die drei Männer waren Spielgefährten auf dem internationalen Tummelplatz Brüssel: Harry, ein kleinerer Diplomat; Marshall, Marketingleiter; Irving, Juniorpartner in der Brüsseler Niederlassung der Kanzlei Geist, Geist & Sons. Alle drei, vom schönen Schein geblendet, umkreisten fasziniert die Zwillingsgötzen Geld und Prestige. Doch Marshall Ross war derjenige, der die Umlaufbahnen der beiden anderen bestimmte. Die schienen damit zufrieden zu sein, ihn zu umkreisen: Harry auf einem engeren, Irving, der Harvard gerade erst entwachsen war, auf einem weit entfernten Orbit.

Ernestine, Marshalls Mantel und Schal über dem Arm, trödelte noch ein bisschen im Epizentrum herum. Jeden Dienstag schloss sie eine kleine Wette mit sich selbst ab, wie lange sie bei den Männern verweilen konnte, bis es jemand bemerkte. Wenn sie mit einem Mantel oder Schal beschäftigt war, stiegen ihre

Chancen. In der vergangenen Woche war es eine Minute oder etwas mehr gewesen, in der davor fast zwei. Wie nahe konnte sie der Welt dieser Männer kommen, ohne tatsächlich in sie einzutreten? Zwischen ihnen war ein feines Netz gespannt, mit bloßem Auge nicht erkennbar, doch sie spürte, wie es leicht nachgab, als sie sich zu den Männern hinneigte – so weit, dass sie deren lauwarmen Atem wahrnahm, während das Netz bereits straff gespannt war und sie jederzeit zurückschnellen lassen konnte.

Und tatsächlich hatte sie sich zu weit hinübergelehnt. Ihr Fuß landete auf einem fremden Fuß.

Sie sah nach unten: Ihr abgestoßener Straßenschuh stand auf Marshalls glänzendem Slipper. Wütend starrte er sie an. Tiefes Schweigen legte sich über die Eingangshalle. Ernestine fing seinen Blick in einer Anwandlung von Tollkühnheit mit ihren hellen grauen Augen auf. Ein Moment, den sie beide nicht vergessen würden. Denn in der kurzen Zeit, die sie brauchte, um ihren Fuß zurückzuziehen, erkannte sie das Unbehagen in Marshalls Blick – als wäre ihm gerade aufgegangen, dass ihn die vereinten Kräfte von Eliteschulen, Vorstandserfahrung und gutem Aussehen möglicherweise nicht gegen dieses seltsame kleine Geschöpf mit den grauen Locken gewappnet hatten.

Walters Viola hustete und klagte im Hintergrund und erinnerte an den Anlass des Treffens.

»Bitte holen Sie den Wein«, fuhr Harry Ernestine an. Normalerweise schlug er ihr gegenüber keinen solchen Ton an. Er war in vollem Schwung gewesen, doch jetzt wirkte er angespannt und müde. Seine übliche lässige Jovialität war wie verflogen.

Die Männer schlenderten in die Bibliothek.

Ernestine trat zwei Schritte zurück und ging dann in die Küche. *Was ist bloß mit Monsieur los?*, dachte sie und warf dabei einen Blick zurück auf die Bodenfliesen. Sie seufzte leise. Sie würde die Halle noch einmal wischen müssen, bevor sie sich in ihr Zimmer zurückzog.

Ernestine stellte ein Tablett mit vier Gläsern und einer Flasche Burgunder auf den Deckel des Flügels und beobachtete die Männer unauffällig, während sie den Wein einschenkte. Innerlich lächelte sie – das Quartett war in gewisser Weise eine Summe fundamentaler menschlicher Eigenschaften: Arroganz, Ehrgeiz, Melancholie und Freude, wenn man es von der ersten Geige (Marshall) bis hinunter zum Cello (Harry) betrachtete. *Ich frage mich, ob Schubert überhaupt an so etwas gedacht hat*, dachte sie träumerisch. *Schließlich gibt es vier Winde und vier Himmelsrichtungen*. Ihr fielen die vier griechischen Tugenden aus Harrys Platon-Band ein, Mäßigung, Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit, doch sie kam zu dem Schluss, dass sie wohl nicht alle vier in Harrys Quartett vertreten waren.

Ernestine ging zur Tür und wandte den Männern ihr breites, offenes Gesicht zu. Sie blickten wie im Chor auf. Eine kleine, ergraute Dienstinne konnten sie ignorieren, doch diese leuchtenden, absolut freimütigen Augen konnte niemand übersehen.

Ernestine wünschte ihnen *bonne soirée* und schloss die Tür hinter sich.

Endlich! Der Augenblick, auf den sie so gewartet hatte. Sie ließ sich auf den roten Samtstuhl sinken. Jeder Muskel entspannte sich dankbar. Sie verschränkte die steifen und noch von der Möbelpolitur fleckigen Hände auf der Schürze und dankte lächelnd ihrem gütigen Geschick. Die Bücherwand, das Live-Quartett – was konnte sie sich Schöneres wünschen? Für eine Haushaltsnomadin wie sie, die jahrelang von einem modrigen Keller zum nächsten gezogen war, in Restaurants und Büros die Böden aufgewischt und auf selten geöffneten Speichern Spinnweben entfernt hatte, war Harry Bishops Villa eine Insel auf einsamer, sturmgepeitschter See. Wie lange sie bei einem Ausländer als Haushaltsangestellte würde arbeiten können, war völlig unsicher. Sie konnte nur hoffen, dass sie diesen Zufluchtsort noch eine Weile behalten würde, bevor sie wieder die Segel setzen musste.

Das Quartett begann zu spielen. Ernestine ließ den Kopf gegen die Wand sinken und schloss die Augen. Angenehme Harmonien sickerten durch die Tür – nicht unbedingt angenehm für das Ohr eines Musikprofis, aber doch beschwingt von ehrlichem Bemühen, und Ernestine stieß den tiefen Seufzer eines Menschen aus, der seine Retter endlich nahen sieht.

Sie kannte sich mit dem Klang von Streichinstrumenten aus. Ihr Vater hatte im Wohnzimmer einen alten Plattenspieler gehabt, und als Kind hatte sie, den Kopf ans Tischbein gelehnt, zugeschaut, wie sich die alten, teils welligen Vinyl-Platten knisternd drehten. Beethoven und Brahms mit ein wenig Cole Porter zur Auflockerung. Für einen Metzger hatte Papa einen ziemlich ausgefallenen Geschmack gehabt. Der Anblick dieser wirbelnden Platten hatte die kleine Ernestine genauso stark fasziniert wie ihr Klang. Die Mitglieder von Harrys Quartett konnten sich natürlich nicht mit Menuhin oder Oistrach messen. Doch ihr Schubert schaffte es über die Grenze zwischen schmerzlich und anrührend, ein wirklich bedeutender Schritt.

»Den langsamen Satz aus Schuberts G-Dur-Quartett«, hatte Harry am Abend zuvor gesagt, als sie leise seine Kaffeetasse aus der Bibliothek geholt und dabei gefragt hatte, was er übe.

»Es ist wunderschön«, sagte sie. Verlegen strich sie mit ihrem Ärmel über den Deckel des Flügels.

»Das Cello muss in diesem Stück wirklich singen«, erläuterte Harry. Er blickte so ernst von seinem Notenpult auf, als hätte ihm Schubert dies soeben persönlich mitgeteilt. Dann lächelte er sie verschmitzt an. »Ein Glück, dass mein Lehrer mir dieses unglaubliche Instrument geliehen hat!«

Ernestine bewunderte pflichtschuldigst das Cello – ein Amati, das dem großen Sébastien Balthasar gehörte. Selbst sie wusste, wer er war – jeder Belgier, der auch nur flüchtig mit klassischer Musik in Berührung gekommen war, hatte von diesem berühmten Landsmann gehört.

Harrys sonst so volles und lebendiges Gesicht wurde gedankenvoll schwer. Und dann sagte er etwas, das Ernestine nie vergessen würde: »Es war Schuberts letztes Streichquartett.« Er sprach leise, als könnte jemand lauschen. »Ein seltsames Gefühl, wenn man es spielt. Als würde man mit dem Tod sprechen – aber auf eine gute Art.«

Er spielte jetzt dasselbe Solo, gequetscht und um die richtige Tonhöhe kämpfend. Doch trotz dieses rüden Angriffs auf ihre Schönheit konnte sich die Musik irgendwie durchsetzen. Ernestine liebte Schuberts sanfte Würde – wie die Instrumente sich höflich gegenseitig das Wort überließen und dann plötzlich alle zugleich einfielen, um gemeinsam eine Krise zu überwinden. Sogar die vielen Patzer von Harrys Quartett-Freunden gefielen ihr. Sie hatte oft genug auf ihrem Plüschsitz vor der Tür gesessen, um die wenigen reinen Töne zu erkennen, die das Quartett unversehrt aufsteigen ließ. Der Nachhall dieser Töne in ihrer müden Seele war alles Warten wert. In solchen Augenblicken schien ihre kalte äußere Umlaufbahn doch nicht so weit von der dieser Männer entfernt zu sein.

Jäh verstummte die Musik, viel zu früh für Ernestine.

Sie öffnete die Augen und sah auf ihre Armbanduhr: Erst kurz nach acht. Wie seltsam. Das Quartett übte normalerweise mindestens eine Stunde, bevor es eine Pause machte. Vielleicht war jemandem schlecht geworden, oder es gab ein Problem mit einem Bogen. Aber was sie hörte, waren die Geräusche von Instrumenten, die eingepackt, und Notenpulten, die zusammengeklappt wurden.

Ernestine sprang auf: Die Bibliothekstür öffnete sich. Normalerweise lag sie längst mit einem Buch im Bett, wenn die Männer aufbrachen, und niemand würde darauf gefasst sein, sie hier vor der Tür herumlungern zu sehen, noch dazu ohne Staubtuch, Mopp, Scheuerlappen oder ein anderes Werkzeug ihrer Profession.

Sie schlüpfte in den dunklen Flur zur Küche und presste sich an die Wand. Walter kam als Erster aus der Bibliothek, die teigigen Wangen rot von der vollbrachten Anstrengung; Irving folgte ihm bald. Die beiden Männer holten wortlos ihre Mäntel und gingen hinaus in die nasse, stürmische Nacht. Der Treppenschacht saugte einen Luftzug in die Halle und mit ihm ein paar welke Blätter von der Haustürtreppe.

Ernestine hielt die Luft an: Diese rebellische Tollkühnheit ergriff wieder von ihr Besitz. (*Du rennst noch in dein Verderben, chérie, wenn du nicht vorsichtig bist*, hatte ihr Vater sie immer gewarnt.) Auf Zehenspitzen huschte sie zurück Richtung Bibliothek. Ein schmaler Lichtstreifen fiel auf das Schachbrettmuster der Fliesen, Irving hatte eine der Türen angelehnt gelassen. Aus dem Innern hörte man gedämpftes Scharren und das melodiose Klingen einer Flasche gegen ein Glas.

Ernestine hockte sich auf die Kante des Stuhls, den sie eben erst verlassen hatte, bereit aufzuspringen, sollte jemand ohne Vorwarnung aus der Bibliothek auftauchen.

Die Stille hinter den Türen wirkte unbehaglich und wachsam. Dann sagte Harry: »Gut, dass wir endlich Gelegenheit zum Reden haben.« Er machte eine Pause. »Ich ziehe mich aus der Sache zurück, Marshall.«

»Was in Gottes Namen willst du damit sagen?« Marshalls klingender Bariton drang durch den Türspalt und hallte über dem Fliesenboden. »Alles läuft bestens. Alles ist, wie es sein soll.«

»Mag sein. Aber ich möchte einfach nichts mehr damit zu tun haben.« Harry machte wieder eine Pause. »Und ich bin bis über beide Ohren verschuldet, Marshall. Das weißt du.«

Marshall lachte rau. »Nun ja, unser kleines Unternehmen sollte all deine Schulden bezahlen können – mehr als das. Wir werden reicher sein als jeder Sultan!«

»Es ist ein Hasardeur-Unternehmen. Und es ist gegen das Gesetz, verdammt noch mal! Ich hätte mich nie darauf einlassen sol-

len. Früher oder später werden die belgischen Behörden hinter uns her sein. Was willst du dann tun?»

»Hör zu, Harry«, sagte Marshall begütigend. »Jetzt steckst du mit drin. Du kannst dich nicht mehr zurückziehen.«

»Ist dir wirklich wohl dabei zumute, wenn du das Recht eines fremden Landes brichst?«, fragte Harry herausfordernd. »*Wirklich?*«

»Nun mal sachte, Harry. Seit wann lässt du dich von deinem Gewissen leiten? Es ist eine Win-win-Situation. Und vergiss nicht, wir haben jede Menge VIPs an Bord. Die verschaffen uns Respektabilität, das sind Leute, von denen die belgischen Behörden lieber die Finger lassen, glaub mir. Willst du sie jetzt wirklich im Stich lassen?«

Harry sagte eine Weile nichts. Ernestine hörte, wie jemand durch die Bibliothek ging, und dann wieder das *Pling* eines Flaschenhalses an einem Glas.

»Wir stecken da gemeinsam drin«, sagte Marshall. »Wir haben die Papiere gemeinsam unterzeichnet. Es ist ein *fait accompli*, mein Freund.«

»Hör zu, Marshall. Wie ich schon sagte: Ich will einfach nichts mehr damit zu tun haben, das ist alles. Dafür habe ich nicht die Nerven.«

Marshall wurde sanfter. »Bist du krank oder so?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht. Eher gestresst.«

Einige spannungsgeladene Sekunden.

Dann wieder Harry, kleinlaut: »Ich kann nicht weiter in diesem Haus wohnen, so viel ist sicher. Die Miete ist verdammt teuer. Ich suche mir was Kleineres und verkaufe ein paar Sachen von meinem Kram.«

»Dann wirst du auch auf Ernestine verzichten müssen«, sagte Marshall in einem Ton, als wäre Harrys Hausmädchen ein wertvolles Möbelstück.

Harry seufzte traurig. »Ich werde auf eine Menge Dinge ver-

zichten müssen, glaub mir. Sie ist nur ein Kollateralschaden, fürchte ich.«

Ernestine krampfte die Hände um den Rand des Stuhls. Der rote Samt scheuerte gegen ihre verschwitzten Handflächen. Was in aller Welt wollte er damit sagen? Ihr Herz schlug heftig und unregelmäßig. Vielleicht war es das Beste, jetzt zu Bett zu gehen, dachte sie, bevor Harry etwas noch Schrecklicheres sagte.

Dennoch blieb sie und hielt sich mit feuchten Händen am Samt fest.

»Du wirst sehen, alles wird gut«, sagte Marshall salbungsvoll. »Vertrau mir. Du wirst in den nächsten Monaten so viel Geld verdienen, dass du dich dann kaum noch an deine Schulden erinnern kannst.« Offensichtlich hatte er aus Harrys Ton eine Kapitulation herausgehört.

Doch zu früh.

»Ich fürchte, du musst dich auf eine Überraschung gefasst machen, Marshall, alter Knabe«, sagte Harry nun etwas kühner. »Ich bin bereits raus aus dem Geschäft.«

Marshall verstand gar nichts mehr. »Was zur Hölle willst du damit sagen?«

»Ich meine damit, dass ich nicht mehr im Besitz meines Anteils bin.«

»Was?«, explodierte Marshall. »Du darfst deinen Anteil nicht verkaufen, ohne mich vorher zu fragen. Ich bin dein Partner!«

»Ich habe ihn nicht eigentlich verkauft.«

Marshall senkte die Stimme. »Was hast du getan?«

Sein drohender Ton ließ Ernestine erschauern. Es war ein seltsam elektrisierendes Gefühl, und sie näherte sich unwillkürlich der Tür, um besser hören zu können.

»Das wirst du zu gegebener Zeit herausfinden«, sagte Harry, und Ernestine war irgendwie enttäuscht.

Danach vager Lärm. So ging es eine Weile weiter, mit sehr viel Bewegung und lauten Stimmen in der Bibliothek. Als seltsamer

Kontrapunkt erhob sich draußen nun auch ein Wind, drückte gegen die Fenster und summte in der Eingangshalle.

Die Männer entfernten sich schließlich von der Tür, die Auseinandersetzung wurde leiser. Die Weinflasche wurde ein bisschen zu heftig auf den Deckel des Flügels gestellt, und dann hörte sie wieder Marshalls Stimme, wieder drohend: »Ich werde mit dem Notar darüber sprechen, mal sehen, was er dazu zu sagen hat. Boondael war derjenige, der den Deal eingefädelt hat.«

»Versuch es ruhig«, erwiderte Harry. »Aber ich nehme an, er hat noch ein paar Skrupel – nicht viele, aber ein paar. Vielleicht sorgt er dafür, dass mein Geschäft vertraulich bleibt.«

»Boondael wird tun, was ich ihm sage!«, brüllte Marshall. »Wenn du dich jetzt zurückziehst, Harry Bishop, bist du ruiniert! Dafür werde ich verdammt noch mal sorgen!«

Seine Stimme klang erschreckend nah. Ernestine stahl sich in das Dunkel des Küchenflurs.

Gerade noch rechtzeitig.

Sekunden später flog die Bibliothekstür auf, und Marshalls imposante Gestalt stand im Rahmen. Mit wenigen energischen Schritten ging er zum Garderobenschrank. Er hatte erst einen Arm im Mantelärmel, als er schon die Haustür aufriss und nur kurz auf der Schwelle stehen blieb, um sich den Geigenkasten über die Schulter zu hängen. Sein dunkles Haar glänzte unter der Haustürlampe, die weiße Strähne strahlte wie ein Leuchtfeuer.

Er starrte noch einmal zurück in die Eingangshalle.

Ernestine keuchte und presste sich möglichst flach an die Wand.

Marshall stand noch immer auf der Schwelle und blickte prüfend in das Dunkel jenseits der Bibliothek.

Fast starr vor Angst kroch Ernestine ein paar Schritte zurück. *Er hat mich bestimmt gesehen!*

Eine Bö trug den kühlen Hauch des Herbstes in die Halle. Marshalls langer Mantel schlug ihm um die Beine. Er blieb noch

einen Augenblick stehen, und Ernestine hielt den Atem an, davon überzeugt, dass er sie in der Dunkelheit erspäht hatte.

Doch er drehte sich um und schlug die Tür zu.

Jetzt herrschte eine erschöpfte, resignierte Stille.

Leise bewegte sich Ernestine in Richtung des Dienstbotentraktes und des Zimmers, das ihr Heim war. Sie wandte sich noch einmal um, für den Fall, dass Harry aus der Bibliothek auftauchte. *Sag ihm, dass du es gehört hast, predigte sie sich Mut, wenn er dich sowieso hinauswirft, solltest du lieber deine Zukunft planen.* Mit einem Mal hörte sie einen tiefen Seufzer hinter den Eichentüren. Ernestine erstarrte. Der Seufzer kletterte die Tonleiter hinauf, verhielt bebend und glitt dann tief hinunter ins Pathos. Harry hatte wieder zu spielen begonnen. Ernestine stand unschlüssig im Flur, neugierig, was nun folgen würde. Harry hatte noch nie nach einer Quartett-Probe geübt. Er war ganz im Gegenteil immer der Erste, der das Instrument zur Seite stellte und die Burgunder-Flasche ansteuerte. Ernestine lauschte gebannt, und das Cello erging sich in einer Vielzahl opernhafter Töne und Melodien – Lamentos, Schreie, Schluchzer, Flehen, alles mit Ingrimms falsch gespielt –, um schließlich in trübes Brummen überzugehen. Nach einer kurzen Pause erklang, wenn auch kippelig, wieder Harrys großes Solo aus dem Schubert-Quartett.

Ernestine bewegte sich langsam auf die Bibliothek zu und legte den Kopf in den Nacken. Sie hatte ihre bevorstehende Entlassung vorübergehend vergessen, als würden irgendwo da oben Schuberts Melodien schwingen und sie aus ihren irdischen Kümernissen empor- und hinwegtragen. Ernestine versuchte sich Harry an Sébastien Balthasars herrlichem Amati-Cello vorzustellen, das Spanielgesicht mit den Hängebacken ernst über die Saiten gebeugt, mit dem rundlichen Arm emsig den Bogen führend. Sie hatte ihn noch nie mit solcher Leidenschaft spielen hören, mit einer so edlen Intention. Für einen kurzen, glückseligen Augenblick standen ihr die Bücher hinter ihm vor Augen – dieser

Schrein, vor dem nie jemand betete. Harrys Melodie schrie wieder auf, herzerreißend – und mit einem Mal dachte sie: *Natürlich!* Harry betete gerade. Ganz sicher war Musik, die so klang, eine Art Gebet.

Das Cello verstummte wie von jemandem erstickt.

Wieder herrschte Stille.

Ernestine fröstelte in der zugigen Halle, sie wartete darauf, dass die Musik wieder einsetzte. Doch aus der Bibliothek drang kein Laut mehr – kein Scharren von Füßen, kein Schließen eines Cellokastens. Nicht einmal das Klingeln eines Glases.

Sie schlich zur Bibliothek und wartete. Die Stille hinter der Tür hatte sich verändert, sie war tiefer geworden.

Gegen alle Anstandsregeln öffnete Ernestine die Tür, ohne anzuklopfen. Zorn wallte in ihr auf, als sie sich innerlich darauf vorbereitete, Harry mit seinem Entlassungsplan zu konfrontieren, noch bevor er es ihr selbst sagen konnte.

»Monsieur?«

Vor ihr lag das vertraute Schlachtfeld. Noten und Notenständer überall auf dem Boden; leere Weingläser, die gefährlich schief auf dem dicken Teppich standen. Neben den Bücherregalen stand ein Fenster sperrangelweit offen. Der Burgunder befand sich nicht mehr auf dem Tablett auf dem Flügel, sondern war nachlässig auf Mendelssohn-Noten abgestellt worden, zahlreiche dunkle Ringe auf dem cremeweißen Papier zeugten vom bewegten Abend der Flasche.

Ihr Herz krampfte sich zusammen. Selbst von der Tür aus war sofort klar zu erkennen, dass etwas nicht stimmte.

»Monsieur? Alles in Ordnung?«

Sie ging auf Harry zu. Er saß an seinem Cello, die Knie gespreizt und den Körper so über das Instrument gebeugt, als wolle er es gleich wieder verführen. Der Bogen hing noch zwischen Daumen und Zeigefinger. Sein Kopf war über das Griffbrett gesunken, die Nase drückte sich seitlich auf die Saiten. Zu seinen

Füßen war ein Weinglas umgefallen und hatte seinen blutroten Inhalt über den beigen Teppich ergossen.

Ernestine nahm ihren ganzen Mut zusammen und legte zwei Finger an Harrys Hals. Sie schrie leise auf: Er war tot.

Ihr erster verrückter Gedanke war, Schubert selbst sei der Täter gewesen. Schließlich war zum Todeszeitpunkt sonst niemand in der Bibliothek gewesen. Und er hatte ganz sicher ein Motiv, wenn man es recht bedachte: Harry hätte sich ebenso gut mit Gott einlassen können, als er sich so unbedarft an den späten Schubert wagte. Ein solches Unterfangen konnte jeden Amateur das Leben kosten.

Ihr Geist sprang in die Realität zurück. War es vielleicht einfach nur ein schrecklicher Irrtum? Harry war nicht tot, sicher nicht! Er war bloß eingeschlafen – jeden Augenblick würde er den Kopf heben.

»Monsieur!«, rief sie.

Der Wind antwortete mit einem abweisenden Ächzen und warf eine Handvoll Regen gegen die Fensterscheibe.

Ernestine stand reglos da. Nur ein langsames Kühlerwerden ihrer Fingerspitzen verriet den Schock, der sich in ihr ausbreitete.

Als würde man mit dem Tod sprechen – aber auf eine gute Art ...

Harrys Worte füllten die schreckliche Leere in der Bibliothek. Hatte er am Abend vorher sein Schicksal vorausgeahnt? Wie ein Flüstern? Wie einen kalten Atem im Nacken? Oder vielleicht wie etwas völlig anderes: eine sanfte Melodie. Oder eine Heimkehr. Jedenfalls etwas Angenehmes. Niemand, der seinen Verstand noch beisammenhatte, würde wirklich mit dem Tod sprechen, auch wenn Harry das Spielen dieser Schubert-Melodie so beschrieben hatte. Doch es schien ihm Freude gemacht zu haben, genau dies zu tun, denn bei näherer Betrachtung seines reglosen Gesichts konnte Ernestine sehen, dass es sehr zufrieden wirkte. Sein gefühlloses »Kollateralschaden« verschwand aus ihren Gedanken.

Ich muss die Polizei rufen. Oder den Krankenwagen.

Sie ging zu dem Telefon auf Harrys Schreibtisch, doch dann drehte sie sich unschlüssig um. Erst musste sie sich um das Durcheinander kümmern, das die Männer hinterlassen hatten. Der amöbenförmige große Weinleck machte ihr Sorgen, doch sie war zu müde, ihr selbst gemachtes Hausmittel zu holen, und beschloss, die Fleckentfernung auf den nächsten Tag zu verschieben. Irgendjemand hatte von draußen Schlamm hereingetragen. Ihr Blick verfolgte die schmutzigen Fußspuren bis zum Pult rechts, wo die zweite Violine saß. *Irving*, dachte sie. *Quel cochon!* Sie verbrachte einige ratlose Minuten damit, die einzelnen Stimmen von Schuberts G-Dur-Quartett aufzulesen, dann schloss sie das Fenster, sammelte drei der Weingläser ein und stellte sie auf den Flügel. Sie wagte es jedoch nicht, Harrys Glas zu holen. Es war nichts zu hören außer dem Wind in den Pappeln vor dem Haus und ihrem stürmischen Herzschlag, der mit jeder Minute lauter in ihren Ohren hallte.

Nach dem Aufräumen hielt Ernestine einen kurzen Moment lang inne, verwirrt darüber, dass sie überhaupt aufgeräumt hatte. Ihre Augen glitten wieder über Harry. Er hatte immer schwer getrunken, seine exzessiven Gelage waren legendär. Vielleicht hatte sein Herz einfach aufgegeben.

Sie stellte die leere Weinflasche auf das Tablett zurück.

Dann dachte sie wieder an den heftigen Wortwechsel. Über welche Art Deal hatten Harry und Marshall gestritten? Offensichtlich über etwas Illegales. Aber unter Beteiligung verschiedener Würdenträger, so schien es. Harry hatte gesagt, dass er sich aus der Unternehmung zurückziehen wollte. Ernestine schürzte die Lippen und versuchte sich genau an das zu erinnern, was sie gehört hatte, doch alles, was ihr wieder einfiel, war: *Ich werde auf eine Menge Dinge verzichten müssen, sie ist nur ein Kollateralschaden.* Harry war pleite – und vermutlich schon seit längerem. In seiner Verzweiflung hatte er versucht, seine ge-

schäftlichen Verpflichtungen gegenüber Marshall loszuwerden. Harry war schon erledigt gewesen, noch bevor der Tod zu ihm gekommen war.

Ernestine ging langsam aus der Bibliothek und durch die Küche zu dem Korridor, der zum Dienstbotentrakt führte. Rings um sie schien sich das leere Haus unbehaglich zu regen. Windstöße attackierten die Haustür und brausten durch die Pappeln. Es war die Jahreszeit, in der sich das belgische Wetter ohne die geringste Rücksicht auf die Landesbewohner die unmöglichsten Kapriolen und Missetaten erlaubt.

Sie schloss sich in ihrem Zimmer ein. Ihre kleine Höhle umfing sie. *Ich muss wirklich jemanden anrufen.*

Sie horchte in das schlafende Haus und versuchte die aufsteigende Panik in Schach zu halten. Mit einem Mal klärte sich ihr Geist auf seltsame Weise, und zwischen all den Scherben sah sie ihre schutzlose Lage in aller Deutlichkeit. *Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?* Sie schritt den winzigen Raum – einen modernen Schuhkarton bar jeder Schönheit und jeden Charmes – ab. Fünf Schritte in jede Richtung: zwei vorbei an dem abgestoßenen Metallbett, einer bis zum Waschbecken, zwei weitere vorbei an den mit der Taschenbuch-Bibliothek ihres Vaters vollgestopften Regalen, dann zurück zum Bett. Unter ihren Füßen lag der verschlissene Pfauenmusterteppich, den sie aus dem Wohnzimmer ihrer Kinderzeit gerettet hatte. Dieser winzige Raum war ihr Zuhause, und sie liebte es.

Sie betrachtete sich in dem Spiegel über der Frisierkommode: Eine traurige alte Jungfer mittleren Alters starrte zurück. Harry Bishop hatte ihr vier Jahre lang Obdach und Arbeit gegeben. Wo sollte sie hin? Wer würde sie jetzt einstellen?

Einige Stunden später wachte sie, noch vollständig angezogen, auf ihrem Bett auf. Es war nach drei Uhr morgens, und sie hatte noch niemanden wegen Harrys Tod alarmiert.

Das Haus fühlte sich so kühl an wie eine Gruft. Ernestine zog eine unförmige Strickjacke über ihre Dienstmädchen-Tracht und ging zurück in die Eingangshalle. An den Bibliothekstüren machte sie Halt, sie legte ihre Hand auf die Klinke, beschloss dann aber, nicht wieder hineinzugehen. Stattdessen suchte sie im Garderobenschrank nach ihrem Regenmantel. Irgendeine unbekannte Macht hatte die Dinge nun in die Hand genommen, und es gab nichts, was sie dagegen tun konnte. Sie zog versehentlich Harrys Regenmantel heraus und schlüpfte hastig in die weiten Ärmel. Es würde noch eine Weile dauern, bis sie diesen unfreiwilligen Tausch bemerkte.

Irgendetwas drängte – ja, zwang sie regelrecht – wegzugehen, obwohl sie nicht die geringste Ahnung hatte, wohin sie gehen sollte und wann sie zurückkommen würde. Sie wusste nur, dass sie wegmusste. Ganz gleich wohin. Nur nicht hierbleiben.

Ernestine ging hinaus in die tosende Nacht.

In einem weiteren seltsam klaren Moment wurde ihr bewusst, dass sie den Boden in der Eingangshalle nicht noch einmal aufgewischt hatte, nachdem die Männer gegangen waren.

Ungewöhnliches

»Vergiss nie zu träumen, *chérie*. Im Traum wirst du Orte besuchen, an die du sonst nie gekommen wärest.«

Orte, an die ich nie gekommen wäre ...

Ernestine hatte unzählige Male über die Worte ihres Vaters nachgedacht, wenn sie auf ihrer Bank in seiner Metzgerei in der Rue du Bailli saß und ihn beobachtete. Patrick Vandermeer hatte die Angewohnheit, plötzlich sein Messer auf die abgenutzte Fläche seines Hackblocks zu legen, neben einen Kotelettstrang oder ein Huhn, das noch im Besitz seines Kopfes und seiner Beine war. Er stützte dann einen Ellbogen auf die Glastheke, legte das Kinn in die Hand und wandte sein breites, träumerisches Gesicht der Straße zu. Der Blick seiner sehr hellen, tränenglänzenden blauen Augen glitt über die geschäftigen Menschen, die rußigen Gebäude auf der anderen Straßenseite und dann noch weiter, um sich schließlich auf einen unsichtbaren Punkt irgendwo über den roten Ziegeldächern zu richten.

Ernestine hatte einen großen Teil ihrer Kindheit damit verbracht, auf dieser niedrigen Holzbank zu sitzen und zu lesen. Hin und wieder sah sie von ihrem Buch auf und fragte sich, wohin genau Papa von seinen Träumen getragen wurde. Sie folgte seinem Blick, hinweg über die Autos, die wütend über das Kopfsteinpflaster ratterten, und die Leute, die sich dem nasskalten belgischen Nebel entgegenstemmten. Doch irgendwas hinderte ihren Blick immer daran, nach oben abzudriften wie Papas Blick: Monsieur Maucq zum Beispiel, der seinen cholerischen Jack Rus-

sel-Terrier ausführte; oder Madame Nagelmackers, die sich auf ihrem Balkon auf der anderen Straßenseite über das schmutzige Geländer lehnte, um ihre Geranien zu gießen. Bei jedem Wetter trug Madame Nagelmackers ein Hauskleid, das ihre Storchenbeine in ihrer ganzen mageren Pracht zur Geltung brachte. Einmal war das Wasser aus den Blumenkästen übergelaufen und auf den Bürgersteig geklatscht, wo gerade Monsieur Maucq stand und geduldig darauf wartete, dass sein Hund einen überaus komplexen Schnüffelvorgang abschloss. Das Wasser landete zwischen Mann und Hund. Monsieur Maucq blickte erschrocken auf zu den dürren Storchenbeinen. Und dann folgte ein faszinierender Wortwechsel ...

Doch das waren sicher nicht die Orte, an die Papa von seinen Träumen getragen wurde.

Wohin geht er genau? Und warum sollte ich mir wünschen, auch dorthin zu gelangen?

Und so saß Ernestine in ihrem Winkel im Geschäft, brütete über allem Möglichen und las. Tatsächlich verbrachte sie einen Großteil ihrer Kindheit auf dieser Bank, umgeben von Schinken und Salamis und Lendenstücken und diesen dicken knoblauchgewürzten Würsten, die man bis zur anderen Straßenseite roch.

Patricks Kunden grüßten sie, wenn sie hereinkamen, und tuschelten über sie, wenn sie wieder draußen waren. Die Damen Nagelmackers und Poncelet wurden auf der Rue du Bailli oft in trauter Zweisamkeit gesichtet. Sie gingen zusammen einkaufen, sie gingen samstags gemeinsam zur Messe, und, was für Patrick Vandermeer das Wichtigste war, sie kauften ihre *escalopes de veau* und ihre Schweinsfüße immer bei ihm.

Die Frauen ließen sich Zeit, und wenn sie wieder gingen, raschelten sie mit ihren Plastiktüten voller Fleisch herum und warfen Seitenblicke auf das Mädchen auf der Bank.

»Sie ist mehr ein Junge als ein Mädchen!«

»*Oui, oui*, ich weiß. Aber es liegt daran, dass Patrick ihr die

Locken immer viel zu kurz schneidet. *C'est horrible*. Und was für seltsam breite Händchen.«

»Ja, sie ist irgendwie so kleinwüchsig. *La pauvre*. Da würde auch der beste Haarschnitt nichts nützen.«

»Mag sein. Aber sie hat so hübsche Augen. Groß und klar. *Incroyable*. Es ist, als könnte sie einfach durch einen hindurchschauen.«

»Ja, hübsch schon. Aber mit solchen Augen wird sie nie einen Mann finden. Sie sieht zu viel.«

Ernestine bekam den einen oder anderen Gesprächsfetzen mit, während sie in ihr Buch schaute, aber die Kränkungen trafen sie nicht übermäßig. Mit zusammengepressten Lippen sah sie zu, wie die Damen in ihren hochhackigen Schuhen über die Ladenschwelle stöckelten. Papa hatte ihr erklärt, sie habe eine Begabung: Sie könne Menschen lesen wie Buchstaben auf einer Seite, und sie solle sich nicht zu viele Gedanken über deren Bemerkungen machen. »Es ist alles Teil deiner Persönlichkeit«, sagte er. »Und du solltest stolz darauf sein.«

Ernestine hatte ohnehin andernorts viel zu viel um die Ohren, als dass sie sich um das Geschwätz von Patricks Kunden hätte kümmern können. Sie hatte alle Hände voll damit zu tun, Wolfsbluts Hundeschlitten über das Eis zu lenken oder sich mit Robin Hood von einer mächtigen Eiche zu schwingen. Auch Ivanhoe brauchte immer mal wieder dringend ihre Unterstützung bei einem Schwertkampf. Und nachdem Patrick seiner Tochter zu ihrem vierzehnten Geburtstag seine geliebte Homer-Ausgabe geschenkt hatte, konnte selbst der Geruch der Knoblauchwurst sie nicht von Kalypsos Gesang ablenken oder den scharfen Geschmack der Gischt überdecken, wenn sie an Odysseus' Seite über das Meer segelte.

Abends nahmen Vater und Tochter wieder ihre beiden schweren Sessel in der Wohnung über dem Geschäft in Besitz. Zwischen ihnen lag ein verschlissener runder Teppich mit Pfauen-

muster, dessen lose Fäden Patrick hin und wieder mit einem Schnitzmesser abschnitt. Sie tranken Erdbeertee und sprachen wenig, umgeben von einem Wust von Büchern und schäbiger Vornehmheit, also einem der Kontemplation förderlichen Klima. An sehr vielen Abenden im Jahr waren die Wohnzimmerfenster vom Dampf aus der Küche beschlagen, so dass man nicht hindurchsehen konnte. Die Feuchtigkeit glitzerte im Licht der Straßenlaternen, und Ernestine kuschelte sich an eine Lehne ihres Sessels und fixierte einen dicken Tropfen nach dem anderen, um seinen langen, mühsamen Weg bis zur Fensterbank zu verfolgen.

Auf einem Tischchen am Fenster stand der alte Plattenspieler. Patrick setzte ihn nicht jeden Abend in Gang, aber wenn er es tat, sah Ernestine zu, wie die verbotenen LPs sich auf dem Teller wellten und drehten wie in einem langsamen, sommerlichen Strudel, der einen, wenn man ihm mit dem Ruderboot zu nahe kam, unversehens in Träume ziehen konnte. Ernestine wurde schläfrig, und wenn sie sich auf den Pfautenteppich legte und die Augen schloss, trieb sie durch die Märchenwelten der Musik: lichterglänzende grandiose Paläste; grüne Lichtungen; Seelandschaften mit einsamen schreienden Möwen oder, wenn der Heizkörper nicht mitten in einem langsamen Satz ein klagendes Geräusch von sich gab, ein golden schimmernder Winkel wie ein Zuhause.

Überall lagen billige Taschenbücher, auf den Regalen, den Arbeitsflächen, dem Küchentisch, sogar auf dem Badewannenrand. Patricks Lesehunger war unersättlich: Philosophie und Geschichte, temporeiche Thriller und Klassiker. Er hatte eine ungewöhnliche Schwäche für amerikanische Dichtung – überhaupt für alles Amerikanische. Obwohl er einer der vielen Brüsseler mit flämischem Familiennamen, aber Französisch als erster Sprache war, spielte Englisch, das er sich ganz allein beigebracht hatte, in seiner Sammlung eine große Rolle. Patrick machte sich die Mühe,

mit seiner Tochter, kaum hatte diese lesen gelernt, während des Abendessens Englisch zu sprechen.

Ernestine hatte schon einige Jahre an der schrecklichen Mädchenschule Notre Dame des Misères hinter sich, als ihr endlich die Verbindung aufging: Wie eine Morgenröte über dunkler See ging ihr auf, dass die Verträumtheit ihres Vaters etwas mit dem alten Plattenspieler und seiner chaotischen Büchersammlung zu tun hatte. *Sie* waren seine kostbaren Transportmittel, wenn er mitten im Schnitt das Messer niederlegte. Natürlich! Genau wie sie baute auch Papa im Geiste Königreiche auf.

An ihrem vierzehnten Geburtstag schloss Patrick das Geschäft früher, so dass ihm genug Zeit blieb, in der ganzen Wohnung Kerzen anzuzünden und einen Strauß Tulpen auf den Küchentisch zu stellen. Er lief sogar rasch zu der Bäckerei gegenüber der Kirche, weil Ernestine den *moelleux au chocolat* von dort am liebsten mochte. Sie aßen gerade die übrig gebliebene Enten-Terrine aus dem Laden, als Patrick das in Metzgereipapier gewickelte und verschnürte Päckchen hervorholte, das er auf seinem Schoß versteckt gehalten hatte.

Ernestine schaute ihn aus ihren hellen grauen Augen an und lächelte spitzbübisch. »Weiß ich, was drin ist, Papa?«, fragte sie und betrachtete das kleine rechteckige Paket.

Patrick genoss ihre Offenheit. »Durchaus möglich, *chérie*. Durchaus möglich.« Sie riss Schnur und Papier ab und keuchte: »Oh, Papa ...« Patrick liebte Homer so sehr, dass seine zerfledderte englische Übersetzung der *Odysee* einen nicht minder langen und gefährvollen Weg hinter sich hatte als der berühmte Held selbst. Es war eins der wenigen gebundenen Bücher in seinem Besitz, und genau dieses Exemplar hielt Ernestine jetzt in der Hand. Sie drehte und wendete den rehbraunen Everyman-Band liebevoll hin und her und strich über das raue, fleckige Leinen. Endlich sah sie zu ihrem Vater auf und öffnete es. Auf Englisch hatte er hineingeschrieben:

*Für meine liebe Ernestine
Mögest Du Deine eigene magische Odyssee finden, auch wenn
Du Ithaka nie verlässt.
Dein Dich liebender Papa*

Die 19-Uhr-Straßenbahn rumpelte vorbei, ein Detail, an das Ernestine sich noch genau erinnerte, denn nachdem sie die Widmung ihres Vaters gelesen hatte, waren ihr die Tränen gekommen und sie hatte auf die Straße hinaussehen müssen.

Nun wusste sie es.

Das strahlende Griechenland war Papas Ziel! Die balsamischen Haine, Kalypso in ihrer Grotte, die Obstgärten Phöniziens ... Das war es, was Patrick am Himmel über Madame Nagelmackers' Balkon heraufbeschwor. Er brauchte bloß aufzuschauen, und schon wurde seine kleine fleischerfüllte Welt vom ewigen Licht Homers erhellt.

Ernestine drückte ihre Wange an die Fensterscheibe und wischte eine Träne weg. Sie beobachtete Monsieur Maucq, der unten auf dem Bürgersteig herumstand. Im Allgemeinen richtete er sich nach der 19-Uhr-Bahn. Der Müll war schon auf die Bürgersteige gestellt worden, und sein Jack Russell nahm gerade einen tiefen genießerischen Zug aus einer Plastiktüte. Schließlich wandte sie sich vom Fenster ab und sah ihren Vater an.

Er lächelte. »Ach, du meine grauäugige Athene. Mit deinen Augen bist du ganz sicher eine Menschenleserin, *chérie*. Du siehst so vieles, was andere nicht sehen können.« Sein verschwommener Blick wurde ungewöhnlich klar. »Das Geheimnis liegt im Gewöhnlichen, vergiss das nicht. Nur dort findest du alles mögliche Ungewöhnliche. Denk dran: Du musst Ithaka nicht unbedingt verlassen, um ein Abenteuer zu erleben.«

»Beeil dich, Nelly! *Zut!* Warum bist du immer so spät dran? Das ist heute das dritte Mal. Wir werden ganz sicher bestraft.« Nor-

malerweise fuhr Ernestine ihre beste Freundin nicht so an, aber die Schulleiterin hatte ganz klar gesagt: Noch eine einzige Verspätung, und sie würden bestraft!

Jeden Morgen nahm Nelly Legrand die Straßenbahn vom nahe am Stadtzentrum gelegenen Sablon, wo sie bei ihrem Onkel über dessen schickem Pralinengeschäft *Chocolatier Bertrand* wohnte. Am Ende der Rue du Bailli stieg sie aus und rannte die anderthalb Häuserblocks bis zur Metzgerei. Von dort aus gingen die Mädchen zu Fuß weiter zur Schule. Das öde Institut, an dem sie ihre Bildung durchlitten, lag in der Nachbargemeinde, gute fünfundzwanzig Fußminuten entfernt, doch sie liebten diesen gemeinsamen Spaziergang durch die engen Kopfsteinpflaster-Gassen und über die verschlafenen Plätze mit ihren kleinen Grünflächen. Und während sie sich in ihre Gespräche vertieften, stießen ihre schweren Schultaschen kameradschaftlich gegeneinander.

»Was hast du zum Geburtstag bekommen?«, fragte Nelly und wurde dabei langsamer wie jedes Mal, wenn sie die Ecke zur Avenue Montjoie erreichten und die trutzigen Backsteinmauern der Schule in Sicht kamen.

Ernestine sagte es ihr.

»Was? Noch ein Buch? Ehrlich, Nesty. Ein Buch wird dir im Leben nie den richtigen Platz verschaffen.«

»Mit dem ›richtigen Platz‹ meinst du vermutlich den an der Seite eines Ehemanns?« Ernestine warf ihrer Freundin einen diskreten Seitenblick zu. Schon mit vierzehn – und zur Verzweiflung der Nonnen – trug Nelly jeden Morgen Lippenstift und Lidstrich auf und zähmte ihr üppiges rotes Haar mit Gel. Zudem entwickelte sie sich bereits an Stellen, an denen bei Ernestine nie etwas knospen würde: Bei Nelly fielen die Falten des Schuluniformrocks wie ein gebrochener Fächer über die Hüften, und immer sprang der mittlere Knopf über ihrem Busen wieder auf – wie erschreckend, dachte Ernestine, der so etwas jedoch erspart

bleiben sollte. Zudem umschwebte Nelly ständig der Schokoladenduft aus dem Geschäft ihres Onkels, was sie nur noch appetitlicher machte.

»Ach, Nelly, das wirst du nie verstehen. Bücher können ... Sie bringen dich ... Nun ja, *irgendwohin*, so ist das eben.«

»Wohin?« Nelly zog ihren Rock nach unten und strich sich das Haar glatt, als sie die Schule betraten.

Wohin? Ernestine eilte hinter ihrer Freundin durch den gotischen Eingangsbogen, der von einer lebendigen Darstellung der Sieben Todsünden geziert wurde.

Wohin? Wie sollte sie Nelly, die so erdgebunden, so unkompliziert war, etwas über die Wörter erklären? Dass sie von der Seite auferstehen und einen an Orte ohne Wände und Fenster tragen können, an Orte, die auf Erden nicht ihresgleichen hatten?

Schwester Assumpta lauerte ihnen wie befürchtet in der Eingangshalle auf. Sie stand reglos neben der Statue des heiligen Bartholomäus, und ihre Tracht verlieh ihr das Aussehen eines Raubvogels. Zufällig wartete sie an der beschädigten Seite des Heiligen (der Statue war schon vor geraumer Zeit der drohende Zeigefinger abhandengekommen), was Schwester Assumptas morgendlicher Terrorherrschaft nun doch ein wenig von ihrem Schrecken nahm.

Wortlos führte sie Ernestine und Nelly in ihr Büro.

Anschließend waren die Mädchen in der düsteren Höhle der Schulleiterin mehrere Stunden damit beschäftigt, Böden zu schrubben und Bücher abzustauben. Sie waren nicht zum ersten Mal so eingesperrt worden. Aber es war ihnen zum ersten Mal befohlen worden sauberzumachen, und wenn Ernestine später daran zurückdachte, wurde ihr klar, dass das Saubermachen – letztlich eine ehrenwerte Tätigkeit, auch wenn man sie für eine gemeine, humorlose Nonne ausführte – ihr damals in gewisser Weise interessanter vorgekommen war als das Lesen. Denn die Wörter auf Schwester Assumptas Regalen waren eingekerkert.

Die Agonie des heiligen Bonifatius und *Zwanzig Weisen, der Sünde zu entkommen* lagen beim Abstauben kalt in Ernestines Hand. Ganz offensichtlich waren diese Bücher nie geöffnet worden. Lag hier das Ziel formeller Bildung? Verglichen mit Papas Bibliothek, die, zerfleddert und fleckig, einladend über sämtliche Möbel verteilt war, wirkte Schwester Assumptas wie das literarische Pendant zum Keuschheitsgürtel.

»Wenn wir endlich hier raus sind, machen wir erst mal einen drauf!«, sagte Nelly und tauchte ihren Lappen in den Eimer. Sie unterdrückte ihr Kichern, damit es nicht von einer zufällig im Flur vorbeilaufenden Nonne gehört wurde. Dann platzierte sie mit ihrem Lappen eine Pfütze neben einem der Beine von Schwester Assumptas riesigem Schreibtisch und ließ sie dort stehen.

Ernestine sagte nichts. Sie wrang gelassen ihren eigenen Lappen aus und verteilte dann Nellys Pfütze auf dem Holzboden. Beim Wischen verfiel ihr Körper in eine seltsam angenehme Vor- und Rückbewegung. In diesem Rhythmus bewegte sie sich durch den Raum, vergaß Nellys Anwesenheit nach und nach und war zunehmend fasziniert von der schrittweisen Befreiung ihrer Gedanken während des Wischens.

Slisch ... Slusch.

Ein beruhigendes Wiegen wie auf einem Boot, das auf den Wellen treibt. Etwas in ihr begann zu leuchten, wurde frei.

»Hey! Nesty!« Nelly warf ihren Scheuerlappen in den Eimer, dass es spritzte, schwang sich auf den Schreibtisch und ließ ihre braunbestrumpften Beine baumeln. »Hörst du mir überhaupt zu? Wäre es nicht toll, hier endlich rauszukommen? Was meinst du, wohin sollen wir gehen? Italien? Oder vielleicht Mallorca? Das wäre exotischer. Wir könnten da kellnern. Denk doch nur an all die gutaussehenden reichen Männer!« Ernestine antwortete immer noch nicht. Sie stützte sich auf ihren Schrubberstiel und schaute hinaus in den Himmel, an dem die Wolken ihre taubengrauen Brüste tief über die Schule hängen ließen.

»Ich gehe weit weg, wenn ich hier weggehe, Nelly«, sagte sie träumerisch. »Weiter als bis nach Spanien oder Italien. Weiter weg, als du dir vorstellen kannst.« Sie zögerte kurz. »Ich glaube nicht, dass du mitkommen kannst.«

»Wo ist das?« Nelly warf einen flüchtigen Blick auf die Tür, bevor sie einen Kaugummi aus der Tasche ihrer Schuluniform holte und ihn sich in den Mund stopfte.

»Da, wo Odysseus hingeht«, hätte Ernestine am liebsten gesagt. Aber sie wusste, dass Nelly an dem Tag geschwänzt hatte, an dem Schwester Benedicta mit ihnen über Homer gesprochen hatte. Nelly würde nur denken, dass Ernestine Griechenland meinte, wo man natürlich auch reiche und gutaussehende Männer finden konnte. Und nicht die Seiten eines Buches.

Ernestine warf Nelly einen Blick zu und begann wieder zu wischen. Innerlich lächelte sie. Nelly war nur wenige fettreiche Mahlzeiten davon entfernt, dick zu sein; sie selbst war klein und flach wie ein Lineal. *Nesty* ... Nelly war die Einzige, die sie so nannte. *Nelly und Nesty* ... In Ernestines Ohren klang es immer wie ein albernes belgisches Lustspiel. Sie seufzte und wrang ihren Scheuerlappen aus. Vielleicht könnten sie irgendwo an einer Bühne Arbeit finden, wenn die Nonnen Nellys Lebhaftigkeit nicht völlig erstickten.

Als Patricks Gesundheit nachzulassen begann, war seine Tochter erst sechzehn. Nichts Ernstes, versicherten ihnen die Ärzte. Ein Unwohlsein, weiter nichts; vielleicht eine winzige Verdauungsstörung, weil er zu viel von seiner eigenen Lyoner gegessen habe. Nehmen Sie einen Säureblocker und vergessen Sie Ihre Grippe-Impfung nicht!

Doch noch bevor er ärztlichen Rat suchte, vermutete Ernestine etwas anderes: Sie war sicher, dass die Seele ihres Vaters litt. Der hochherzige Metzger blutete innerlich, es war ein leichter, aber ständiger Blutverlust aus einer Wunde, die kein Arzt je finden

würde. Ihre Vermutung bestätigte sich an dem Tag, als sie auf dem Weg zur Schule durch die Metzgerei rannte und Patrick nicht hinter der Theke stand. Die Tür zur Straße war schon offen für die Kunden, der Fliesenboden glänzte von ihrem morgendlichen Aufwischen, alle Fleischwaren waren aus den großen Edelstahlkühlschränken hinter dem Laden geholt und sorgfältig in der Auslage verteilt worden. Doch in der Metzgerei fehlte der Metzger.

Ernestine trat auf den Bürgersteig hinaus. Jetzt sah sie ihn: eine sanft geneigte Gestalt mit der weißen Metzgerschürze als bescheidenem Segel, die, den Blick starr nach oben gerichtet, sanft gegen die Passanten stieß.

»Papa!« Ernestine warf sich die schwere Schultasche über die Schulter und rannte zu ihm. »Papa, was machst du da? Du wirst dich erkälten. Der Laden ist offen – da kann doch jeder reingehen. *Papa?* Hörst du mich?«

Sie nahm ihn beim Arm und führte ihn zum Geschäft zurück. Zwei Kunden, die hinein- und dann verblüfft wieder hinausgegangen waren, standen einen Augenblick auf der Schwelle und betrachteten das Schauspiel eines Metzgers, der die Orientierung verloren hatte.

Ernestine ließ ihre Bücher an der Tür fallen und half ihrem Vater auf den Hocker hinter der Theke. Sie holte eine Flasche Evian aus dem Kundenkühlschrank und zwang ihn, sie zu trinken. »Da, das wird dir helfen«, sagte sie leise.

»Danke, meine Liebe.« Patrick strich sich über die breite glänzende Stirn. Seine blauen Augen schwammen. Und dann sagte er: »Bitte sag Kalypso, dass sie mir schrecklich fehlen wird, aber ich muss jetzt wirklich los.« Er starrte durchs Fenster auf eine blendend helle Lücke zwischen den Wolken. »Du sagst es ihr, nicht wahr, *chérie?*« Er wandte sich wieder Ernestine zu. »Bitte vergiss es nicht, sie kann manchmal ziemlich schwierig sein.«

Und so, von einem Tag auf den anderen, wurde Ernestine erwachsen.

Es war nicht so schwierig, wie sie gedacht hatte, als sie von ihrem Ehrensitz auf der Holzbank auf die andere Seite der Theke wechselte. Aber mit nur sechzehn Jahren hatte sie noch viel zu lernen. Sie stand stolz und groß – nun ja, so groß eine Person ihrer kleinen Statur eben stehen konnte – hinter Patricks erstklassigen Fleischwaren und versuchte sich an all die Techniken zu erinnern, die ihr Vater ihr beigebracht hatte. Viele Wochen hindurch hatte sie überall an den Händen Pflaster, weil das Messer eben doch ausgerutscht war. Wenn sie den Laden geschlossen hatte, ging sie erst mit dem Bissell über den Fliesenboden, um den Schmutz und den Staub, den die Kunden von der Straße hereingetragen hatten, zu entfernen, und dann wischte sie feucht auf. Der Bissell, Patricks seltsames Reinigungsgerät, war eine handbetriebene Kehrmaschine, deren Herkunft im Dunkeln lag, die aber, so lange sich Ernestine zurückerinnern konnte, in einer Ecke nahe beim Hackklotz an der Wand gelehnt hatte. Patrick selbst hatte nur gewusst, dass sie Jahrzehnte zuvor in der gleichnamigen Fabrik in Amerika hergestellt, auf vermutlich verschlungenen Wegen nach Belgien gelangt und dort als einsamer Flüchtling im Wohltätigkeits-Lädchen des Viertels gestrandet war. Patrick war hingerissen gewesen von diesen amerikanischen Wurzeln. Mit einem rätselhaft abwesenden Lächeln pflegte er die Kehrmaschine aus ihrer Ecke zu ziehen, und jedes Mal, wenn er ihre Bürsten über den Boden wirbeln ließ, summte er Broadway-Melodien und tänzelte neben ihr her. »Die Lieder habe ich von einem amerikanischen GI gelernt«, hatte er Ernestine erklärt, »mitten im schlimmsten Kriegswinter, als ich bei einer Tante in der Nähe von Bastogne war.« Ernestine auf ihrer Bank hatte mitgesummt und mit dem Fuß den Takt geschlagen, während sie ihm zusah. Doch jetzt war sie voller Trauer, während die Bürsten wirbelten. Sie brachte es nicht übers Herz zu tanzen wie damals ihr Vater. Ihre Kraft reichte gerade eben noch, um den Laden zu schließen und in die Wohnung hinaufzugehen, um ihrem Vater das Abendessen zu machen.

Patrick verbrachte seine Zeit jetzt lesend und träumend am Küchentisch und hatte einen seltsamen Frieden dabei gefunden. Er lächelte Ernestine vage an, wenn sie kam, und streckte ihr die Hand entgegen, dann wandte er sich wieder dem perlweißen Lichtstreif am Himmel zu. *Jetzt kann ihn nichts mehr zurückbringen*, dachte sie müde und machte sich daran, den Speck anzubraten.

Sie schloss ihre schulische Ausbildung nie ab. Eine irgendwie traurige Ironie, dass statt Ernestine mit ihrer verzehrenden Neugier und ihrem unstillbaren Wissensdurst ausgerechnet Nelly, der jede Bildungsanstrengung so lästig war wie ein Stein im Schuh, den strengen Lehrplan von Notre Dame des Misères abschließen sollte.

Auf dem Rückweg von der Schule schaute sie manchmal in der Metzgerei vorbei. »Du hast vielleicht Glück«, bemerkte sie einmal, während sie die Paté von ihren Fingern schleckte. »Du kannst in der Mittagspause durch die Geschäfte bummeln.«

»Nelly, in der Mittagspause kümmere ich mich um meinen Vater.«

»Ach ja, das hatte ich vergessen.« Nelly wurde vor Scham über ihre Gedankenlosigkeit so rot wie ihr Haar. Ihr war durchaus klar, dass letzten Endes vielleicht sie die Glückliche sein könnte.

Die Zeit verging, wie Wasser floss sie über zwei Jahrzehnte, und obwohl Ernestine wenig Hoffnung hatte, noch etwas anderes aus ihrem Leben zu machen, ließen ihre hellen, grauen Augen den Horizont nie los, auch wenn ihr Schiffelein in seichten Gewässern trieb.

Sie lehnte den Heiratsantrag von Monsieur de Pauw ab, einem schon älteren Kunden von Patrick, und fragte sich später, ob das ein weiser Entschluss gewesen war. Dieser Gentleman betrieb nämlich ein Antiquitätengeschäft am Sablon und verstand einiges von kostbaren Gegenständen: Er taxierte Ernestine von den Locken bis hinunter zu den bequemen breiten Schuhen und erklärte salbungsvoll, sie werde die Ehe mit ihm sicher mit der



Leona Francombe

Madame Ernestine und die Entdeckung der Liebe
Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48356-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2015

Eine humorvoll-melancholische Aschenputtel-Geschichte über eine Putzfrau und ihren musikalischen Prinzen.

Eine tiefe Liebe zu Literatur und Musik, eine zerlesene Homerausgabe und ein altmodisches Kehrgerät: Obwohl die Brüsseler Putzfrau Ernestine Vandermeer keine Reichtümer von ihrem Vater geerbt hat, war sie doch immer zufrieden mit ihrem Leben. Bis der überraschende Tod ihres Arbeitgebers Harry Bishop alles durcheinanderwirbelt. Denn eine Klausel in Harrys Testament führt Ernestine auf das Parkett der feinen Gesellschaft – und ihre Suche nach einer neuen Stelle endet im Haushalt des geheimnisumwehten Meistercellisten Sébastien Balthasar. Wo sie mit ihrem eigenwilligen Charme ihr ganz eigenes kleines Wunder bewirkt ...



[Der Titel im Katalog](#)